

Eröffnungsansprache der Synodalpräsidentin Dr. Annekathrin Preidel

bei der Frühjahrstagung der Landessynode
der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern
am 21. März 2021

Liebe Konsynodale!

Liebe Schwestern und Brüder!

Geht es Ihnen auch so wie mir?

Denken auch Sie in diesen Wochen manchmal zwölf Monate zurück?
Stellen auch Sie sich gelegentlich die Frage: Was wäre, wenn dieses
Virus nur ein böser Traum wäre? Wo würden wir jetzt als Synode ste-
hen, wenn die Konstituierung in Bayreuth turnusgemäß stattgefunden
hätte? Wie würden wir jetzt zusammenarbeiten?

Gäbe es weniger Reibungsverluste, wenn wir uns auch jenseits von
Bildschirmen begegnen und abends miteinander anstoßen könnten?

Würden wir anders reden und argumentieren, wenn wir uns nicht auch
während der Synodaltagungen der Eigendynamik des Postens und des
Chattens ausgeliefert sähen?

Was noch vor mehr als einem Jahr eine Möglichkeitsform für die Kom-
munikation, für unsere Tagungsmodalitäten und Organisation galt, die
wir immer nur im Konjunktiv, aber nie als realistische Alternative
dachten, ist jetzt eine Notwendigkeit geworden. Nun müssen wir – an-
ders als gehofft – ein weiteres Mal ins sichere Internet fliehen. Dank
unseres großartigen Technikteams vor Ort hier im Landeskirchenamt

wird es wieder eine gute Tagung werden. Da sind wir uns im Präsidium sehr sicher. Ich freue mich also sehr, liebe Digitaltagungsprofis, dass Sie da sind und dass wir durch Ihre großartige Arbeit selbst zu Digitaltagungsprofis werden können!

Allerdings ist unsere Routine für das Digitalformat nur die eine Seite. Die Flucht in die digitale Vernetzung zeigt auch, was uns fehlt und wie gut und wichtig das realphysische Miteinander ist.

So war es klug, dass wir in weiser Voraussicht in dem entsprechenden Gesetz das digitale Format für unsere Synodaltagungen zur Ausnahme erklärt und damit die Tür zur Rückkehr in die Präsenzform, die eine hohe Qualität unserer Tagungen ermöglicht, weit offen gehalten haben.

Gleichzeitig frage ich mich: Wäre wirklich alles besser, wenn diese Pandemie nur ein böser Traum wäre? Wäre die Zukunft unserer Kirche weniger ungewiss? Eines ist klar: Auf Dauer büßt unser Leben im Lockdown an Qualität ein. Wir merken es überall – öffentlich und privat. Bei vielen liegen die Nerven blank. Wir sind oftmals allein mit uns selbst und mit unseren Ängsten. Wir fühlen uns verletztlich. Verletzlichkeit macht dünnhäutig, solidarisch und einfühlsam. Das ist gut. Aber sie macht auch nervös, gereizt und verletzend. Das ist ungut. Was Bundesgesundheitsminister Jens Spahn schon am Anfang der Pandemie gesagt hat, stimmt. Wir werden einander viel zu verzeihen haben. Und vielleicht werden wir erst dann, wenn irgendwann wieder eine Art Normalität eingekehrt ist, merken, wie sehr unser Miteinander und unsere Welt während der Pandemie aus den Fugen geraten sind.

Wir leben – ohne Frage – in einer verletzlichen Zeit und in einer verletzlichen Welt. Und ganz gewiss ist in dieser Zeit auch unsere Kirche verletzlicher geworden. Dünnhäutiger. Mehr denn je auf der Suche nach Anziehungskraft, Bedeutung und Gewicht in der gegenwärtigen

Gesellschaft. Und wer weiß: vielleicht auch mehr denn je auf der Suche nach dem, der nicht nur die Wunden dieser Welt, sondern auch die Wunden unseres verletzlichen Glaubens heilt.

Am Dienstag wird Zeit sein, gemeinsam im Plenum der Synode und in Kleingruppen darüber nachzudenken, ob und wie das Virus unseren Glauben verändert und was uns in verletzlicher Zeit trägt. Wir haben den Thementag unserer Tagung als Raum der Begegnung, des persönlichen Kennenlernens und des gemeinsamen Nachdenkens konzipiert. Der Thementag soll auch ein Tag mit inspirierenden Impulsen aus Kirche und Theologie und Testimonials aus Medizin und Psychologie sein.

Wir alle wissen um die Verletzlichkeit unserer Welt. Wir spüren sie in unserem eigenen Umfeld. Wir beobachten sie in unserer Gesellschaft und unserer Wirtschaft. Je mehr die Hoffnung auf eine rasche Eindämmung der Pandemie abnimmt, desto nervöser werden wir. Nicht nur der Einzelhandel, der Mittelstand und die Menschen in prekären Arbeitsverhältnissen leiden von Monat zu Monat mehr unter der Lage. Auch Kinder und Jugendliche trifft die Pandemie hart – gerade in der Schule. Der ständige Wechsel zwischen Präsenz- und Distanzunterricht überfordert sie und ihre Eltern. Viele klinken sich aus, werden abgehängt und nehmen Schaden an Leib und Seele. Sie gehen verloren, wenn sie jetzt nicht aufgefangen und gefördert werden. Die Familien alleine können das nicht leisten. Seit über einem Jahr sind aber auch andere soziale Kontakte von Kindern und Jugendlichen zu Gleichaltrigen stark eingeschränkt. Weder in der Kirche noch in Sport- oder Musikvereinen ist Jugendarbeit derzeit möglich. Junge Menschen – immerhin 25 Prozent unserer Kirchenmitglieder! – haben keine eigene Lobby. Immerhin gibt es bereits hilfreiche und unterstützende Initiativen wie Schulpatenschaften von Kirchengemeinden. Ich würde mir wünschen, wenn wir uns auch als Synode in dieser verletzlichen Zeit

zum Fürsprecher für Kinder und Jugendliche machen und Initiativen entwickeln und Initiative ergreifen!

Wir brechen als Kirchenleitung mit dieser Frühjahrstagung inmitten einer verwundeten Welt voller Zuversicht in eine ungewisse Zukunft auf. Bei den Schritten, die wir gehen, und den Entscheidungen, die wir treffen, kann uns die Aufforderung, die der Apostel Paulus der Gemeinde in Thessaloniki ins Stammbuch schreibt, ein wichtiger Ratgeber sein. „Prüft aber alles und das Gute behaltet!“ Das klingt wie die Kurzanleitung für eine gelingende Organisationsentwicklung. Und irgendwie ist die Gemeindeberatung des Paulus das ja auch. Paulus hat die Organisation und vor allem die Menschen im Blick. Er hat großes Vertrauen zur Gemeinde in Thessaloniki. Er sieht die vielfältigen Begabungen. Er sieht die Kreativität. Er sieht die Energie der Menschen, die die Zukunft des christlichen Glaubens gestalten wollen. Er weiß um ihre Schwächen. Aber er erkennt auch ihr Potential und ihre Geistesgaben – sprich: ihre Charismen. Und weil er weiß, dass diese Charismen Geschenke des Himmels, sprich: eine Gabe Jesu Christi sind, bleibt er guten Muts, wenn er den Seinen zuruft: „Prüfet aber alles und das Gute behaltet!“

Wie erkennen wir als Kirche Jesu Christi in diesen ungunstigen Zeiten das Gute? Was sollen wir mitnehmen und für die Zukunft behalten?

Wissen werden wir das erst in der Rückschau. Aber manches Gute wird heute schon sichtbar.

Wir entdecken gerade, wie gut es ist, dass uns die Pandemie im Internetzeitalter heimgesucht hat. Und wir entdecken auch, dass sie unserer digitalen Vernetzung einen gewaltigen Schub gegeben hat. Ich bin mir so gut wie sicher, dass wir uns irgendwann nach diesen energie-, ressourcen-, umwelt-, zeit- und geldschonenden Jahren zurücksehnen werden. Digital haben sich neue Kreativitätsspielräume ergeben, die

uns neue Perspektiven eröffnen. Dass viele von uns das Haus nicht verlassen müssen, wenn sie ehrenamtlich kirchenleitend aktiv werden, hat zweifellos sein Gutes, auch wenn die Trennung von Arbeit und Privatleben dadurch ohne Frage schwieriger geworden ist. Das digitale Medium schafft in unserer Landeskirche neue Möglichkeiten der Vernetzung und der Beteiligung. Es wird die Gestalt unserer Kirche verändern und vielleicht sogar institutionelle Verkrustungen verflüssigen. Digitale Begegnungsformate sind inzwischen selbstverständlich geworden. Ehrlich gesagt frage ich mich manchmal, warum wir nicht schon vor der Pandemie auf die Idee von Videokonferenzen gekommen sind. Wenn sich Menschen aus allen Regionen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern treffen wollen, dann müssen sie dafür im Internetzeitalter vielleicht auch nach der Pandemie nicht durch halb Bayern fahren. Ich hoffe also sehr, dass wir uns die Option digitaler Zusammenkünfte in den vielen Gremiensitzungen auch künftig bewahren. Sie würde uns als Kirchenleitung ein flexibleres, reaktionsschnelleres und spontaneres Handeln ermöglichen.

Es mag eine Binsenweisheit sein, dass man nur das schätzen kann, was man verloren hat. Aber diese Binsenweisheit könnte uns nach der Pandemie neu sehen lehren. Gerade der Verlust des Selbstverständlichen zeigt uns, wie unselbstverständlich das vermeintlich Selbstverständliche ist. Wir sollten uns den wertschätzenden, fremden Blick für das, was wir haben und was uns fehlen würde, wenn wir es nicht mehr hätten, bewahren. Es könnte sein, dass wir nach der Pandemie einen klareren Blick für das bekommen, was wir vielleicht doch loslassen können, weil es wirklich nicht alternativlos ist.

Vielleicht hat die Pandemie ja auch deshalb ihr Gutes, weil sie Blockaden löst, die wir für unabänderliche Routinen hielten. Systeme haben es ja an sich, dass sie sich selbst am Leben zu erhalten suchen und

blind werden für das, was außerhalb des Systems sozusagen ein Blinder sieht. Corona hat die stabilisierende Kraft unserer Systemroutinen geschwächt. Das könnte heilsam sein – auch im Blick auf die Umsetzung der Landesstellenplanung. Manche Eingaben zeigen, dass der reflexhafte Impuls des Festhaltens an altbewährten Stellenszenarien näher liegt als die Frage, ob dies wirklich der zukunftsweisende Königsweg ist. Aber machen wir es uns damit nicht zu einfach? Verstellen wir uns dadurch vielleicht sogar den Blick auf effizientere, besser vernetzte und synergetischere Arbeitsformen? Jetzt, da die Räder nicht mehr wie geschmiert ineinandergreifen, könnte Corona die Augensalbe sein, die der Seher Johannes im letzten Buch der Bibel uns zu kaufen rät, damit wir genauer hinschauen. In Offenbarung 3, 18 heißt es: „Ich rate dir, dass du Augensalbe von mir kaufst, ... deine Augen zu salben, dass du sehen mögest!“

Diese Augensalbe brauchen wir. Und wir brauchen auch immer wieder einen Sehtest, damit wir uns bei der Umsetzung von Visionen und neuen Strategien nicht selbst im Wege stehen.

Peter Drucker, ein origineller Denker und Pionier der modernen Managementlehre, gehört zu denen, die das sehr früh erkannt haben. Sein berühmter Satz lautet: „Culture eats strategy for breakfast!“ Er meint damit: Die beste Innovationsstrategie nützt wenig, wenn sich die Kultur nicht verändert. Wenn wir wirklich unsere Ziele umsetzen wollen, dann brauchen wir eine Innovationskultur, die von allen mitgetragen wird – sei es im Landeskirchenamt, in den Dekanaten, in den Kirchengemeinden, in den Diensten und Einrichtungen, in der Kirchenmusik oder in der Gemeindeakademie.

Am Anfang unseres Zukunftsprozesses „Profil und Konzentration“ stand die Erkenntnis, dass wir mit dem Nachdenken über das, was für unsere Kirche wirklich wesentlich ist, besser nicht warten, bis uns das

Wasser bis zum Hals steht und bis uns nur kurzatmige Kürzungsaktionen bleiben. Die Coronakrise hat das Wasser ansteigen lassen. Gut, dass wir vorbereitet sind, auch wenn manchem Abschied von Liebgewordenem kein Zauber, sondern ein Schmerz innewohnen wird, und auch wenn wir nicht für jedes Problem sofort eine Lösung haben.

A propos Schmerz, a propos Lösung, a propos Zauber! Ich bin gespannt, wie wir, liebe Schwestern und Brüder, in den kommenden Tagen über die Landesstellenplanung beraten und beschließen werden. Dank der unermüdlichen Vorarbeit von Oberkirchenrat Stefan Reimers und Kirchenrat Johannes Grünwald, dank des intensiven Erfahrungsaustauschs in den Erprobungsdekanaten, während der Hesselbergkonferenzen sowie im unmittelbaren Vorfeld dieser Synodaltagung sind die Weichen klug und zukunftsweisend gestellt. Und zwar so, dass die Züge „Landesstellenplanung“, „Miteinander der Berufsgruppen“, „Verwaltungsreform“, „Immobilienstrukturprozess“ und „Profil und Konzentration“ nicht kollidieren, sondern aneinandergeschlossen sind. Diese Züge sollten uns auch auf kurvenreicher und bergiger Strecke in eine gute Zukunft führen.

Der Philosoph Norbert Bolz schreibt: „Je mehr unsere Zivilisation auf Wissen basiert, desto unvorhersehbarer wird sie. Mit anderen Worten: Je mehr das Wissen die Zukunft prägt, desto weniger kann man von der Zukunft wissen.“

Lassen Sie uns als Kirchenleitung das Unsere tun, damit wir besten Wissens und Gewissens in die Zukunft gehen. Und lassen Sie uns nicht vergessen, dass wir als Kirche Gott sei Dank nicht nur von unserem Wissen, sondern von einer großen Hoffnung leben. Von einer großen Hoffnung, die uns Halt gibt in der Haltlosigkeit. Von der großen Hoffnung, dass er, der Herr dieser Kirche, das Gute ist, das uns durch diese Krise und durch alle Krisen unseres Lebens trägt.

„Seid also allezeit fröhlich, betet ohne Unterlass, seid dankbar in allen Dingen; denn das ist der Wille Gottes in Christus Jesus für euch. Den Geist löscht nicht aus ... Prüft ... alles und behaltet das Gute.“

Herzlichen Dank.